

Kapitel 1

Hans-Dietrich Genscher oder 1000 Dinge

Die Qual der Wahl ist des Menschen Grundproblem. Materielle Werte müssen gegen ideelle abgewogen werden. Die praktische Vernunft siegt. Eine HO-Verkäuferin hilft. Genscher verliert.

Die gesamte Geschichte wird, wie im Vorspiel angekündigt, von der Wende her erzählt. Diese Zeit selbst ist kaum zu beschreiben, denn sie umfasste keine zwei Monate. So rasch wie sie begann, war sie auch schon vorbei. Als der Wendeherbst seinen Lauf nahm, lebte ich bereits zehn Jahre in Halle an der Saale. Ein zweites Studium der Produktgestaltung beziehungsweise des Industriedesigns hatte mich nach einem Ingenieurstudium in Ilmenau an die Burg Giebichenstein geführt. Danach blieb ich an der Burg als Assistent oder wie man heute sagt, als wissenschaftlich-künstlerischer Mitarbeiter. In der »Gesamtbetrachtung« war ich ganz zufrieden mit meiner Situation. Als die Montagsdemonstrationen begannen, war ich nicht von Anfang an dabei. Die unmittelbare Konfrontation mit der Macht hatte ich gescheut. Außerdem hatte ich im Sommer 1989 in Moskau die erstaunlichen Auswirkungen der *Perestroika* auf dem *Arbat* erlebt. Ich war seitdem ziemlich sicher, dass es in der schönsten DDR der Welt nicht mehr lange dauern wird, bis *Glasnost* die Mauer durchsichtig, vielleicht sogar rissig werden lässt.

Irgendwann habe ich mich den Montagsdemonstrationen angeschlossen, doch nicht um im Sinne eines »Sturms auf die Bastille« die Weltgeschichte zu stimulieren. Es ging mir darum, einmal im Leben Teil einer guten kollektiven Euphorie zu sein. Von Natur aus meide ich große Gruppen. Denn wenn diese Massen sich

hinter Parolen oder Akronymen scharen und zur Bewegung werden, wird es in der Regel heikel. Vielleicht war das der unwiederholbare Zauber dieser Demonstrationen, dass sie leise, ernsthaft und richtungsoffen abliefen. Man trug Kerzen – keine Fackeln. Aber schon im Januar 1990 verflog der Zauber. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich in jenen Tagen aus der Leipziger Straße kommend am Hansering in den Demonstrationenzug einschwenken wollte. Hier hielt ich kurz inne. Zufällig stand neben mir ein Burg-Kollege, der offensichtlich den gleichen Plan hatte. Wir schauten auf die Plakattexte, die nun eindeutige Begriffe wie »D-Mark« oder »Deutschland« enthielten. Zwar habe ich rein gar nichts gegen gutes Geld und Deutschland halte ich für ein ziemlich schönes Land. Aber in diesem Moment war klar, dass der weitere Weg des in Gang gesetzten Zuges durch ganz praktische und politische Interessen gelenkt wird. Wir wendeten uns ab.

Im Februar hatte ich vor, doch noch einmal Teil der Masse zu werden, schließlich war Hans-Dietrich Genscher als Redner angekündigt. Wenn man ältere Hallenser nach den großen Söhnen der Stadt fragt, dann wird als erster Felix Graf von Luckner genannt. Dieser hatte zu Kriegsende die Stadt vor der Zerstörung durch anrückende alliierte Truppen bewahrt, indem er den deutschen Stadtkommandanten zur Aufgabe bewegte. Dann folgt bald der Name Hans-Dietrich Genschers. Eigentlich sollte vorher oder vielleicht sogar an erster Stelle Georg Friedrich Händel genannt werden, aber dieser hat zu wenig Unterstützer. Hans-Dietrich Genscher war allen aus dem Westfernsehen bekannt. Zudem bekannte er sich immer zu seiner Geburtsstadt. Seinen hallischen Dialekt hatte er nie so ganz unterdrückt. Auch ich empfand Sympathie für ihn und war neugierig.

Ich hatte mich in einen dicken Förstermantel (vgl. Zwischen-
spiel 3) gehüllt, eine Pudelmütze aufgesetzt und marschierte zum
Markt. Die Demonstrationen waren immobil geworden, man
wollte Reden halten und hören; es war bereits Wahlkampf. Tau-
sende Hallenser warteten in der Dämmerung. Der Gast wollte
gerade anheben zu sprechen, da fiel mein Auge auf das hell er-
leuchtete *HO*-Kaufhaus »1000 Dinge«. In diesem Kaufhaus gab
es eine große Heimwerkerabteilung. Dort war es gewöhnlich im-
mer rappellvoll, denn von den angeblich 1000 Dingen gab es in
der Regel nicht einmal die Hälfte und vor allem wusste man nie,
welche der Hälften gerade das Angebot prägte. In diesem Mo-
ment erwachte eine zweite Neugier, gestützt durch die scharfe
Logik des Jägers und Sammlers – der man ja noch immer war:
Wenn jetzt alle Hallenser hier draußen bei Hans-Dietrich Gen-
scher sind, dann sind sie nicht im *HO*-Kaufhaus. Gut, dachte
ich mir, eine Lücke im Vortrag des westdeutschen Politikers kann
ich mir leisten. Gedacht, getan. Im Tempel – ich verwende ganz
bewusst diesen Begriff, denn Werkzeuge haben einen religiösen
Wert für mich – war kein Mensch. Nur die Verkäuferinnen und
ich. Das Haus erwartete mich weit offen.

Es kam wie es kommen musste: Es gab überraschend Schraub-
zwingen in allen Größen, palettenweise! Der *Einzelhandelsver-*
kaufspreis spielte keine Rolle, also erwarb ich gleich mehrere
Exemplare. Von der künftigen Baumarktherrlichkeit konnte ich
mir zu dieser Stunde noch keine Vorstellung machen. Mit einem
festen Strick band ich sie zusammen und hängte sie mir über die
Schulter. Ich sah nun aus wie ein hochgerüsteter Förster. Aller-
dings zwang mich das recht stattliche Gewicht zum Umdisponieren.
Hans-Dietrich Genschers Rede musste ich mir in ganzer
Länge denken. Da ich mein bisheriges Leben im Einzugsbereich

von Westsendern und nicht in Dresden, dem »Tal der Ahnungslosen«, oder Anklam verbracht hatte, kannte ich zahlreiche rhetorische Formen nicht nur des heute aufgetretenen Politikers. Die Rekapitulation der Rede dürfte gelingen! Gut gelaunt und schweißgebadet kam ich zu Hause an. Zur Feier der Beute öffnete ich eine Flasche »*Mehrfrucht-Tischwein*«.

Ich will dem Leser die Scharnierfunktion dieser Situation erläutern: Dass ich Herrn Genschers Rede übersprang, erscheint mir im Nachhinein als verträglich *und* – auf eigene Weise – *der Zukunft zugewandt*. Ich habe, zugegeben recht materialistisch, mir aus den 1000 Dingen einige herausgesucht, die mir bei der Bewältigung der anstehenden Aufgaben helfen sollten. Für Schraubzwingen gilt, dass sie ganz einfach nützlich sind. Sie werden als unschuldige Produktionsmittel erst durch die Produktionsverhältnisse – so hatte ich gelernt – gut oder böse. Aber vielleicht ist die Lage viel einfacher: Sowohl Stühle vom sozialistischen Sperrmüll müssen neu verleimt werden als auch kapitalistische IKEA-Möbel nach dem ersten Umzug. Erblicke ich heute diese Schraubzwingen in meiner Werkstatt, muss ich immer an das große Ganze denken.

Hans-Dietrich Genscher möge mir aus der weiten Ferne verzeihen, dass er hier nur in einer Nebenrolle erscheint. Aber aus der Gesamtsituation mit den Schraubzwingen konnte ich ihn nicht entlassen. Nichts hätte mehr gestimmt.

Anmerkungen

Perestroika: Russisch für Umbau. Perestroika bezeichnet die Modernisierung der UdSSR unter Michail Gorbatschow ab 1986.

Arbat: Boulevard in der Altstadt Moskaus.

Glasnost: Russisch für Offenheit. Glasnost benennt die neue Haltung der sowjetischen Staatsführung gegenüber dem Volk ab 1986.

HO: Abkürzung für »Handelsorganisation«, eine staatliche Einzelhandelskette in der DDR.

Einzelhandelsverkaufspreis: Der EVP bezeichnet einen Festpreis, der im Einzelhandel der DDR gültig war. Eine Schraubzwinge mittlerer Größe kostete 9,60 Mark überall und immer.

Mehrfrucht-Tischwein: War kein trinkbarer Rotwein im Handel, dann fiel die Wahl auf den wirksamen Mehrfrucht-Tischwein zum Festpreis von 2,75 Mark. Man war flexibel und nahm anderntags den Kopfschmerz tapfer in Kauf. In Dresden wurde ganz unpolitisch »Roter Lockwitzer« hergestellt.

und der Zukunft zugewandt: Dies ist der zweite Vers der ersten Strophe der Nationalhymne der DDR. Der Text stammt von Johannes R. Becher. Ab 1972 durfte der Text nicht mehr gesungen werden – vor allem wegen des vierten Verses. Zwar habe ich mit einigen martialischen Inhalten Probleme, doch kommt auch mancher Vers vor, den ich »unterschreiben« würde. Größere Schwierigkeiten bereitet mir der Text des Deutschlandliedes, der

zumindest noch zu einem Drittel ohne Reue gesungen werden darf. Auch wenn ich weiß, dass Hoffmann von Fallersleben in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht ahnen konnte, wer alles mit welcher Bedeutungsverschiebung besonders die erste Strophe singen wird, so ist sein Text doch stärker »vernutzt« als die Becherschen Verse.

Kapitel 7

Schulzeit mit Schutzmaske

Beschützen heißt Schutz vor Dummheit und Schutz vor Chlorgas. In den Schulen am Südharz gibt man sich Mühe. Westsender unterstützen die Pädagogen. Sigmund Jähn beobachtet das. Ein Lehrer lehrt vorsichtig den Widerstand.

Die Kindertage waren, wie geschildert, in eine Dampfwolke eingehüllt. Doch irgendwann geht es zur Schule. Die erste, die ich nur für ein Jahr besuchte, war die »Ernst-Thälmann-Schule« in der Unterstadt von Nordhausen. Es war in meiner damaligen Wahrnehmung ein gewaltiger und dunkler Schulbau. Wir saßen auf Bänken, die entlang eines langen Holzbalkens in fester Position aufgereiht waren. Alles war unverrückbar wie auf einer Galeere. Danach besuchte ich für weitere sieben Jahre die »Bertolt-Brecht-Schule« – ein lichter Neubau oben auf dem Petersberg. Hier konnte man mit den Stühlen gut, wenn auch heimlich, »kippen«. Wir waren anfangs aufgrund des Lehrermangels vierzig Kinder in der Klasse. Viele Lehrer waren »rüber« gegangen und so mancher der Vorkriegspädagogen war im Krieg geblieben. Ich ging, wenn auch nicht gern, so doch willig in die Schule. Der Schulstoff selbst machte mir keine Probleme.

In besonderer Erinnerung habe ich Herrn Bornkessel, der Deutsch unterrichtete. Er rezitierte mit solcher Inbrunst vor uns Zehnjährigen das Nibelungenlied oder die Minnegesänge des Walter von der Vogelweide, dass die alten Barden in unserem Klassenzimmer wieder auferstanden. Frau Taeger entfachte in mir eine kurze Liebe zur Chemie. Ihre Lieblinge durften nach dem Unterricht die Chemikalienkammer aufräumen. Herr Blänsdorf

führte uns mit sanftem Druck an die widerspenstige Mutter aller Wissenschaft, die Mathematik heran. Herr Dr. Kuhlbrodt ließ in Geschichte die Römer und Germanen in unserem Neubau aufeinandertreffen. Er wirkte in seiner Freizeit als archäologischer Grabungshelfer in der Nähe von Nordhausen. Ich besuchte das Grabungsgebiet und so wurde mein Interesse für die Ur- und Frühgeschichte ganz praktisch geweckt. Von diesen guten und ermunternden Lehrern gab es zahlreiche. Von Schuljahr zu Schuljahr nahm jedoch die Ideologisierung des Schulbetriebs zu. Die Gegenmittel für diese Seelengifte hielten einerseits meine Eltern bereit, andererseits war es ganz einfach der Schulhof, der nahezu alle Bemühungen der traurigen Lehrer, die eben auch vorhanden waren, entwertete. Es gab damals noch nicht den Begriff »Parallelwelt«, wohl aber die Welt der Pausen.

An diese Stelle passt eine kurze Darstellung zum Thema Medienversorgung, denn ein Schulhofgang ohne Reflexion der Medieninhalte ist heute und war schon damals undenkbar. Grundsätzlich ist zu bemerken, dass Nordhausen nicht nur durch seine schönen Kirchen, eine imposante Stadtmauer, den Doppelkorn und den brachialen Dialekt seiner Einwohner in der Kulturlandschaft hervorstach. In Nordhausen hatten wir auch einen exzellenten Westempfang. Vermutlich war der Empfang dank der zentralen Brückenkopflage Nordhausens besser als mancherorts im Westen. Wir empfingen sie alle: von ARD bis ZDF, vom Norddeutschen bis zum Bayerischen Rundfunk auf Ultrakurzwelle bei erstaunlicher Feldstärke. Wir bemerkten lässig vor Landsleuten, die aus weniger gesegneten östlichen *Territorien* stammten, dass bei uns als Antenne ein feuchter Strick genüge. Dass der überwiegende Teil der Menschen um uns herum die beiden Fernsehprogramme vom Sender Torfhaus im Westharz gleichfalls bevorzugte, dafür

lieferte am späten Abend ein besonderes Schauspiel den Beweis: Als der Wiederaufbau der Innenstadt abgeschlossen war, erblickte ich statt der gewohnten Baustellen drei achtstöckige, in Reihe stehende Wohnblöcke, sogenannte Wohnscheiben. Die Fenster der Wohnstuben wiesen zu mir. Wenn also ein Straßenfeger, beispielsweise »Einer wird gewinnen« lief, dann pulsierte das Licht aller Wohnstuben im Takt der Sendung. Ein schönes Phänomen, das sicher auch *Sigmund Jähn* aus seinem Sojus-Raumschiff beobachtet hatte, zumal ja – bis auf die bekannten regionalen Ausnahmen – ganz Deutschland in schöner, vorweggenommener Einheit dieses Lichtspiel zeigte.

Aus heutiger Perspektive erscheint diese Aufwertung insbesondere des Fernsehens befremdlich. Das Fernsehen hat dieser Tage seinen Zenit überschritten. Mit der Privatisierung und der Diversifikation sind die Konturen verschwommen und die Orientierung auf Marktanteile hat dem Niveau nicht gutgetan. Man könnte vor dem Hintergrund heutiger Programminhalte des Privatfernsehens einem Dresdner nicht erklären, was er verpasst hat. Wenn ich mir jedoch vorstelle, dass ich als Jugendlicher in der 1970er Jahren den medialen Freiraum mit Ostfernsehen oder gar *Ostradio* hätte füllen sollen, einfach damit es vor den Augen auch einmal wackelt und in den Ohren brummt – es ist nicht auszudenken! Dann doch lieber *weißes Rauschen statt »Schwarzem Kanal«*.

Das Radiohören hatte in der späteren Schulzeit sogar einen höheren Stellenwert für mich und meine Freunde als das Fernsehen. Ohnehin wurden wir unter der Woche beizeiten ins Bett geschickt. Hier wartete der selbstgebaute Empfänger aus dem Baukasten »Radiomann«. Zuvorderst sind das erste und das dritte Programm *des Hessischen Rundfunks* und das zweite Programm

des Norddeutschen Rundfunks zu nennen. Diese Programme brachten Ulrich Roski, »Schobert und Black«, »Insterburg und Co.« oder den frühen Otto Waalkes zu Ohren. Es war eine herrliche Schule des höheren Blödsinns, so ganz nach meinem Geschmack. Nach dem Mittagessen hörte ich jedoch sehr ernsthaft »Musik für junge Leute nach der Schule« auf NDR 2 mit Klaus Wellershaus am Mikrofon. Meine Lieblingssendung am Abend war »Funk für Fans« auf HR 1, von Manfred Sexauer moderiert. Ein Schauer lief über den Rücken, wenn Alfred Hitchcock höchstpersönlich im Vorspann zum obligatorischen Kurzkrimi mit englischem Akzent sprach: »Und noch eins, Sie werden beobachtet!« Das klang im Gegensatz zur heimlichen Beobachtung durch die Stasi sehr konkret.

Doch zurück zur Schule: Ein Trauerspiel war der Englischunterricht. Der Antrieb zum Englischlernen beruhte bestenfalls darauf, irgendwie hinter den Sinn eines Bob-Dylan-Songs zu gelangen. Wir hätten ersatzweise auch eine tote Sprache aus der Inkazeit lernen können. Es war nicht vorgesehen, sie in freier Wildbahn zu benutzen. Inka oder Brite – sie nahmen sich prinzipiell nicht viel. Entsprechend ist das Englisch der älteren Ostdeutschen zumeist lückenhaft. Was nicht heißt, dass ich mich in jungen Jahren nicht bemüht hätte. Manchen Tag beschloss ich mit einem speziellen Englischtraining: Ich lauschte dem Programm des American Forces Network (AFN) auf Mittelwelle und hier besonders der Andacht zur Mitternacht. Der Prediger sprach deutlich und langsam. Nach seinem »God bless you« fand ich Schlaf. Nebenbei gesagt, spielte der Sender richtig gute Musik vor dem Einschlafen. »Keep me searching for a heart of gold.« Ja sicher, Neil. »And I'm getting old.«

An englischen Druckmedien kursierten an den Kiosken in Nordhausen nur der »Daily Worker« und später der »Morning Star«, beides Zeitungen der Britischen *KP*. Da kam wenig Lust an der Sprache des William Shakespeare auf. Ich hatte immer den Verdacht, dass diese Zeitungen in der DDR gedruckt werden. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass der britische Kommunist ein solch trostloses Druckerzeugnis herstellt und abonniert.

Um den Russischunterricht war es ähnlich bestellt, obwohl ja die Option einer Reise zu den »Freunden« – so nannten wir im Alltag ironisch die Sowjetbürger – gegeben war. Die Bezeichnung »Freunde« war nicht unbedingt als Abwertung zu verstehen. Es war ganz einfach ein Reflex auf die von oben verordnete Brüderlichkeit und Freundschaft. Überhaupt beruhte die Alltagssprache auf zahlreichen ähnlichen Bedeutungsverschiebungen. Die im Russischunterricht vermittelten Fachbegriffe wie Altstoffsammlung, Fahnenappell oder Pionierversammlung hätten wir ganz gut auf einer inszenierten Veranstaltung der *DSF*, jedoch nicht im »*GUM*« in Moskau anwenden können. Hier hätten wir zur rutschenden Hose keinen Gürtel kaufen können, denn dafür kannten wir die Bezeichnung nicht. Obenherum wären wir nackt gewesen, denn für das *T-Shirt* gab es ebenfalls keine Übersetzung. Aber halt: Ein rotes Pionierhalstuch hätten wir zur Bedeckung der Blöße ordern können. Gottseidank waren die Russen und die Ukrainer, die ich später kennenlernte, kreativ im Lesen von Gesten. Außerdem waren und sind es sehr liebe Menschen, die letztlich alles möglich machen und notfalls ihren Gürtel längs teilen.

Es gab selbstverständlich auch einen unerfreulichen Englisch- und Russischunterricht im Ostfernsehen. Manche Episoden sollten wir uns vor der nächsten Unterrichtsstunde ansehen. Wenn

ich nach der Sendung am Nachmittag vergessen hatte, den Schalter am »*Sibylle*« wieder auf West zu stellen und mein Vater des Abends nichtsahnend in Erwartung der »Tagesschau« auf die letzten Bilder der »*Aktuellen Kamera*« stieß, dann richtete er raue Worte an mich. Überhaupt war das »Westfernsehen« – sowohl als Institution als auch als realer Vorgang – eine vielschichtige, oft auch komplizierte Angelegenheit.

Um das Thema *Medien* und Schule abzuschließen, will ich noch folgendes Detail beisteuern: Meine Eltern kauften einen Fernsehapparat als ich zwölf Jahre alt war. Mein Vater als diktaturerfahrener Pädagoge hatte festgesetzt, dass ich erst ab diesem Alter in der Lage wäre, die Differenz zwischen Schulhof und *Staatsbürgerkunde* zu meistern. Die späte Anschaffung des Empfangsgerätes im Jahre 1968 diente also dazu, mich vor Gewissensnöten zu schützen. In Vorbereitung auf das Westfernsehen machten mich meine Eltern mit der Kulturtechnik der Notlüge vertraut. So sollte ich Fangfragen böser Lehrer meistern. Allerdings kann ich mich nicht erinnern, dass ich großen Gebrauch vom elften Gebot »Du sollst notfalls notlügen« machen musste. Als die Flimmerkiste endlich in der Stube stand, war ich meinen Eltern dankbar, dass sie mir die Teilhabe am Medienkonsum ermöglichten. Denn es war höchste Zeit! Ich wollte als geselliger Knabe die Pausenrunde schließlich nicht allein drehen. Ich selbst habe 1984 das Fernsehen eingestellt. Allerdings gelangt in letzter Zeit per Internet so mancher Splitter wieder zu mir. Im Alter wird man nachlässig. God bless me.

Mit der neunten Klasse wechselte ich erneut die Schule. Es war wieder ein stattlicher Gründerzeitbau, die »Adolf-Diesterweg-Schule«. In dieser Altersstufe nötigte uns das System verstärkt

zu politischen Bekenntnissen und Verpflichtungen. Besonders wir Jungs erhielten eine verstärkte Aufmerksamkeit. Wir kamen langsam in das wehrfähige Alter, wie man so schmucklos in unserer schönen Sprache sagt. Die Schule sollte ich nur zwei Jahre besuchen, denn ich war in einer sogenannten Vorbereitungsklasse. Danach wurde entschieden, ob wir auf die Erweiterte Oberschule oder an eine Berufsbildende Schule gehen. Wie gesagt, man begann uns nun zu umwerben. Das Himmelreich, respektive ein beehrter Studienplatz wurde für denjenigen erreichbar, der drei Jahre zur NVA geht, also ein *fescher Unteroffizier* wird. Drei endlos lange Jahre in filzigem Feldgrau für ein Medizin-, Architektur- oder Archäologiestudium, dieser Preis war eindeutig zu hoch! Mit Lebenszeit nicht bezahlbar! Mein Interessenspektrum war glücklicherweise groß genug, so dass mir der Verzicht auf das ursprünglich präferierte Archäologiestudium nicht schwerfiel. An ein Designstudium, an das auch nur schwer heranzukommen war, hatte ich damals noch nicht gedacht. Rasch orientierte ich mich auf das Ingenieurwesen. Ingenieure wurden immer gebraucht, ein Studienplatz hing nur von den Abiturnoten ab. Der Umgang mit den Westbaukästen und die Nähe zu den Dampflokomotiven hatten positive Wirkungen gezeitigt.

Eine ganz allgemeine Warnung vor dem Waffenhandwerk ging von den Soldatengräbern aus, die in meiner Jugendzeit noch vereinzelt im Harz während einer Wanderung zu finden waren. Meist waren es Holzkreuze auf denen ein rostiger Wehrmachtstahlhelm hing. Mein Vater war immer sehr ergriffen und sagte nicht viel. Manchmal murmelte er etwas von »armen Schweinen«. Meist hielten wir auf der Wanderung kurz vor den Gräbern inne. Bereits als Kind realisierte ich, dass hier etwas Ungeheuerliches in der schönen Landschaft passiert war. Nun war bei einer

Einberufung zur NVA nicht gleich mit dem eigenen Begräbnis zu rechnen, dennoch ließen mich diese stummen Mahnmale auf Abstand gehen. Ich sehe diese Gräber noch deutlich vor mir.

Es gab aber auch Lehrer, die als wahre Pädagogen Fingerzeige gaben. Einer von diesen war Herr Schröter, unser Klassenlehrer und Lehrer für Biologie. Sein Unterricht als solcher war muster-gültig. Herr Schröter hat uns nicht nur *zu den Ponoren* der heimischen Karstlandschaft geführt, nicht nur Herbarien anlegen lassen, nicht nur die Methoden des Ko-Referats und des Konspektierens beigebracht, nicht nur die Klassenfete als Tanztee bezeichnet, er hat uns auch gebildet. Dies tat er wie folgt: Als er uns einmal zusammenrief, um auftragsgemäß uns Knaben den dreijährigen Wehrdienst schmackhaft zu machen, sagte er schlicht im Beisein eines weiteren Lehrers, dass er das prinzipiell nicht könne, da er selbst nie eine Kaserne von innen gesehen habe. Er könne nur vermuten, dass das Soldatenleben ein schönes ist. So so, dachten wir.

Aus heutiger Sicht erscheint das Ereignis als kaum bemerkenswert. Aber damals war es eine eindeutige, höchst seltene und durchaus mutige Bemerkung. Ganz sicher hat sie nicht jeden davon abgehalten, für ein Designstudium die vollen drei Jahre abzusetzen, aber dass ein Lehrer uns vormachte, wie man subtil gegen den Strom argumentiert, war lehrreich. Ich weiß nicht, ob heutige Lehrer immer noch mit der Frage »wie hältst du's mit dem Militär« beschäftigt sind. Wäre ich heute Lehrer, dann würde ich Joseph Deifels »Tagebuch eines Infanteristen« zur Pflichtlektüre bestimmen. Der Bayer Deifel schildert seine Erlebnisse während des gescheiterten Russlandfeldzuges unter Napoleon. Dem Text ist nichts hinzuzufügen. (Deifel 2015)

Es passt, hier einige Worte zum Antifaschismus zu verlieren, der ja nach offizieller Lesart ein Grundmotiv unseres Lebens und der Erziehung war. Dieses Thema war und ist wesentlich vielschichtiger als das Thema NVA. Mit den Gräueltaten der Faschisten kamen wir Nordhäuser Schüler sehr zeitig in Berührung. Unweit der Stadt befindet sich das ehemalige Konzentrationslager Mittelbau-Dora. Hier mussten Gefangene unter mörderischen Bedingungen in einem Stollensystem des Kohnstein, einem Gipskarstberg am Südharz, die Raketen V1 und V2 montieren. Etliche Male waren wir Schüler zu Gedenkveranstaltungen im Lager. Als Kinder schützten wir uns durch Witze vor dem geschilderten Grauen, von dem wir uns keinen Begriff machen konnten. Waren wir in der Freizeit mit den Rädern unterwegs, mieden wir das Gebiet, weil es uns unheimlich erschien. Später dann, als uns schulische Exkursionen in das KZ Buchenwald bei Weimar führten, erwachte in uns ein erstes Verständnis für die entsetzliche Unmenschlichkeit, die an diesem und an anderen Orten geherrscht hatte. Den ritualisierten Antifaschismus konnten wir, wie all die anderen Rituale, getrennt davon einordnen.

Im Nachhinein halte ich die Besuche für wichtig und richtig, denn man muss diese Orte mit eigenen Augen gesehen haben; man muss dort gestanden haben. Ob es sinnvoll war, uns bereits als Grundschüler nach Dora zu bringen, kann ich nicht eindeutig beantworten. Einerseits hat es mich sehr verstört, andererseits gilt die Volksweisheit »Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr«. Es kommt wohl immer auf die Form an. Als Dreißigjähriger suchte ich das ehemalige KZ Auschwitz-Birkenau auf. Allein die schiere Größe des Terrains war unfassbar. Das Bild der Endlosigkeit geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Unvergesslich ist mir auch der Hinweis eines polnischen Angestellten der Ge-

denkstätte im KZ Stutthof bei Danzig, dass dieses Lager der Vernichtung der polnischen Intelligenz diene. Natürlich hatte man für dieses Verbrechen mit deutscher Gründlichkeit einen Begriff kreiert: »Intelligenzaktion«. Das klang so gar nicht nach Massenmord. Da stand man nun als diplomierter Mensch aus Deutschland und schwieg.

Während meiner Schulzeit bin ich sogenannte Patenschaften gegenüber Mitschülern eingegangen. Letztlich ging es um Nachhilfe. Es begann relativ zeitig in der dritten oder vierten Klasse. Ich betreute einen Schulkameraden bei der Erledigung der Hausaufgaben. Er war Sohn eines Kohlenfahrers. Bei dieser Gelegenheit begriff ich meine vorteilhafte Situation. Er nutzte die berühmte trockene Ecke am Küchentisch – ich den eigenen Schreibtisch. Später in der Vorbereitungsklasse an der »Adolf-Diesterweg-Schule« half ich einem Mitschüler in Mathematik und Physik. Er war ein begnadeter Turner. So glich sich alles aus, denn ich war ein *Versager am Reck*, am Barren, am Pferd – und wie die bizarren Erfindungen alle hießen. Der Unterschied zwischen uns war jedoch, dass ich mir die Gnadenvier in der Turnhalle mit Haltung abholte, mein Schulkamerad hingegen beim Vorrechnen an der Tafel sichtbar litt. Am Ende waren diese Patenschaften für beide Seiten ein Gewinn. Sie waren eine Konsequenz der guten Idee der Gesamtschule, auch wenn diese Bezeichnung damals noch keine Rolle spielte. Bis zur achten oder auch zehnten Klasse waren die unterschiedlichsten Arten an Fertigkeiten, Talenten, Motivationen und familiären Kontexten in einem Klassenverband vereint. Ich bin davon überzeugt, dass wir alle voneinander profitierten. Ich half dem Turner und dieser half mir am Reck. Keiner sah sich über dem anderen. Keiner lachte den anderen aus.

Wenn ich das heutige, *aus Westdeutschland stammende Schulmodell* nicht in allen Details beurteilen kann, so sagt mir meine Erfahrung, dass das Zusammenführen aller Schülertypen zu einem Training der solidarischen Kompetenzen führt. Ich glaube nicht, dass es den sogenannten Eliten wirklich hilft, wenn sie frühzeitig separiert werden. Sowohl die Eliten als auch die »Zurückgelassenen« verlieren. Die einen die Bodenhaftung, die anderen ein sehr nahes, nämlich im Verhalten des Mitschülers verkörpertes Leitbild. Zu letzterem dürfte vor allem die Erkenntnis gehören, dass Lernen auch Lust bereiten kann und perspektivisch gesellschaftliche Teilhabe befördert.

Natürlich habe ich die Gemengelage in den Klassen gelegentlich als sozial anstrengend, aber nie als intellektuell bremsend empfunden. Ich vermute, auch jene Schüler – und hier meine ich besonders die Jungs – in denen die künftigen Wissenschaftler schlummern, wussten es in der siebten Klasse sehr zu schätzen, wenn der Leistungsdruck von ihnen genommen ist. Schließlich gibt es in diesem Alter auch ganz andere Drücke.

Noch einmal zu den Nötigungen, die das Waffenhandwerk betreffen: Einen deutlichen Vorgeschmack darauf sollte das GST-Lager in der elften Klasse vermitteln. Wir waren nun an der EOS und standen kurz vor dem Abitur. GST hieß in Langform »Gesellschaft für Sport und Technik«. Ein Name, der die Funktion verschleiert. Es ging der GST um eine vormilitärische Ausbildung der männlichen Jugend. Für vier Wochen war während der elften Klasse eine Barackensiedlung unser Heim. All jene, die uns im grauen *ABC-Schutzanzug* »ausbildeten«, die uns das Kleinkalibergewehr erklärten und die uns gern unter der Schutzmaske sahen, habe ich vergessen, nicht jedoch Herrn Sch..., der uns im Auftrag der EOS begleitete. Bereits auf der Bahnfahrt ins La-

ger stimmte er Landserlieder der unappetitlichsten Sorte an, à la »Alle Mädchen haben ...«. Er diente sich uns an als einer, der auf unserer Seite ist. Heute im Stand fortgeschrittener Menschenkenntnis kann ich solches Verhalten klar einordnen, damals war ich angewidert und sprachlos. Das Spektrum moralischer Qualitäten im Lehrerbereich begann also ganz unten bei Herrn Sch... und reichte hinauf bis zu Herrn Schröter.

Anmerkungen

Territorien: Mit der Wende ging eine Sprachveränderung im Osten einher. Ruckzuck wurde aus der Arbeit der Job, das Kollektiv wurde zum Team und Territorien verwandelten sich in Regionen. Manche der Neuerungen habe ich des geringeren Aufwands wegen in meinen Sprachschatz übernommen. Im Zug gehe ich jedoch geistig nach wie vor zur Mitropa.

Sigmund Jähn: Der gebürtige Vogtländer war der erste Deutsche im All. Er reiste 1978 als Kosmonaut. Ulf Merbold aus Stuttgart folgte ihm fünf Jahre später. Er flog immerhin als erster deutscher Astronaut.

Ostradio: Eine Radiosendung, die ich in meiner Jugend ausnahmsweise hörte, war »Vor, auf und hinter der Bühne«, die der Kammersänger Rainer Süß moderierte. War ich bei meiner Tante in Leipzig, hörten wir an manchem Sonntagmorgen gemeinsam die Sendung »Alte Liebe rostet nicht«, moderiert durch Günter Hansel und Manfred Uhlig. Das war eine Art »Blauer Bock« für den Hörfunk. Das Programm war genauso unpolitisch wie das Heinz Schenks und wurde recht humorvoll dargeboten. Die Sendung lief allmonatlich seit 1965 und endete im Oktober 1989.

weißes Rauschen statt »Schwarzem Kanal«: In der Naturwissenschaft wird mit weißem Rauschen ein struktur- und informationsfreier, akustischer oder visueller Reiz bezeichnet. »Schwarzer Kanal« hieß eine durch Karl-Eduard von Schnitzler moderierte Agitprop-Sendung des DDR-Fernsehens. Nie gesehen aber viel davon gehört. Es gab sogar eine Kategorie der »Schnitzler-Witze«. »Schni...« war der kürzeste. Damit wird ausgesagt, dass es bis zu

»...tzler« nicht kommt, denn während der Programmansager den Namen fallen lässt, schaltet der geistesgegenwärtige Zuschauer um. Keiner wollte den vollen Namen je gehört haben.

des Hessischen Rundfunks: Im Hintergrund der satirischen Sendungen wirkte ein geniales Autorentrio, bestehend aus Robert Gernhardt, Bernd Eilert und Peter Knorr. Gernhardt konnte auch richtig gut zeichnen.

KP: Abkürzung für Kommunistische Partei.

DSF: Abkürzung für Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Für 50 Pfennige Monatsbeitrag war die Freundschaft zu haben. Das entsprach immerhin 10 Brötchen.

GUM: Russische Abkürzung für ein staatliches Universal-Warenhaus am Roten Platz in Moskau. Es blieb in seiner Größe und Pracht leider das Einzige in diesem riesengroßen Land.

T-Shirt: Diese kurzärmlige Obertrikotage gab es im Osten auch, nur wurde sie Nicki genannt. Ich selbst kannte natürlich den Begriff T-Shirt aus dem Radio, dachte jedoch für lange Zeit, dass es ein Tea-Shirt sei und wunderte mich über die dumme Bezeichnung.

Sibylle: Dies ist die Bezeichnung unseres in Stassfurt hergestellten, ersten Schwarz-Weiß-Fernsehers. Später kauften meine Eltern einen moderneren Schwarz-Weiß-Fernseher, den sie ewig in Betrieb hatten, auch noch, als alle bereits Farbfernseher besaßen. Die Begründung meiner Eltern war einfach: Das Bild in Graustufen hat eine höhere grafische Qualität. Schlechte Farben wol-

len wir nicht. (vgl. Kapitel 13)

der Aktuellen Kamera: Diese Tagesschau der DDR endete 20 Uhr. In friedlicher Koexistenz startete die Tagesschau der BRD erst um 20 Uhr.

Medien: Rundfunk und Fernsehen waren seinerzeit die relevanten Medien.

Staatsbürgerkunde: In diesem Fach wollten uns Fachlehrer auf Kurs hin zum Kommunismus bringen. In diesen Schulstunden habe ich allerdings weniger gelitten als in musischen Fächern oder im Deutschunterricht, denn hier wurde durch manche Lehrer die Ideologie subtil den Fachinhalten untergemischt. In »Stabü« war alles klar. Einzig der naturwissenschaftliche Unterricht blieb sauber, denn es gibt kein sozialistisches Fallgesetz und keine kommunistische Photosynthese.

fescher Unteroffizier: Das Fach »Wehrunterricht«, das ab 1978 in die Lehrpläne der Neunt- und Zehntklässler eingefügt wurde, hatte ich nicht erleben müssen. Hier ist wohl ausnahmsweise Helmut Kohl zu zitieren, um zu Recht von der »Gnade der frühen Geburt« zu sprechen.

zu den Ponoren: Geologischer Fachbegriff für Schlucklöcher in Karstgebieten.

Versager am Reck: Die militärisch formierten Riegen, die Trillerpfeifensignale, das Werfen von Handgranatenattrappen, der Mief im Umkleideraum und die Mutproben, das alles war so gar nicht nach meinem Geschmack. Ausdauerlauf und Brustschwimmen

waren die einzigen Disziplinen, die ich tolerierte. Kündigte der Turnlehrer voller Freude ein Sportfest an, wurde ich traurig. Das war zu viel des Euphemismus. Unabhängig von diesen schulischen Zumutungen hatte ich immer große Freude an selbstbestimmt ausgeübten Leibesübungen und habe mir das durch den Unterricht bis heute nicht austreiben lassen. Sport frei!

das aus Westdeutschland stammende Schulmodell: Der Rückbau dieses Modells wird nicht einfach sein. Eine achtjährige Gesamtschule halte ich für erstrebenswert. Hier hinein müssten die größten pädagogischen Energien fließen. Vielleicht wäre ein Unterrichtstag in der Produktion hilfreich, um in den Schülern die Lust an arbeitsteiligen Tätigkeiten im industriellen oder landwirtschaftlichen Kontext zu wecken? (vgl. Kapitel 8)

ABC-Schutzanzug: Bietet vorübergehend einen gewissen Schutz vor atomaren, biologischen und chemischen Kampfmitteln des Klassenfeindes, hoffentlich auch vor den eigenen.